

(Nachdruck verboten.)

21)

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Frau Lejer mußte bekennen, daß die Tochter sich dieser Verschwendung schuldig gemacht hätte, worauf Fräulein Selma mißbilligend mit dem Kopfe schüttelte, so daß die echten Federn auf ihrem Kopfe wackelten.

So trennte man sich draußen vor der Kirche, und das junge Paar fuhr in sein neues Heim.

Es war eine kleine einfache Wohnung zu Anfang des Luntinakaragatan, drei Treppen liefen sie wie ausgelassene Kinder um die Wette hinauf, um in ihr erträumtes Königreich zu kommen.

„Selam, öffne Dich!“ rief Marie Luise atemlos, als sie vor der Thür standen, und Nils drehte mit stolzem Eigentümerrecht den Schlüssel im Schloß.

Jetzt waren sie in ihrem eignen kleinen, engen, dunklen Flur, die Thür wurde eilends geschlossen, die Welt, jene Welt, in welcher der Kampf um das Leben von keiner Ruhe weiß, lag draußen — in diesem Augenblick fern dem Bereiche ihrer Gedanken.

Marie Luise vergaß, daß sie gefahren war und putzte sich die Füße auf der neuen Strohmatten ab, dann hängten sie beide ihre Mäntel an den kleinen Zeugriegel, es sah so bewohnt aus, meinten sie.

Wie hübsch in Ordnung doch alles war, da hing die Bürtentasche, die Frau Hedwin gestickt, und darüber der Spiegel, stolz in aller Einfachheit.

„Jetzt gehen wir in unser Wohnzimmer,“ sagte Marie Luise unter einem nervösen Fieberschauer des Glücks; die Träume langer Jahre waren nun endlich verwirklicht, und nach Ungewißheit, Thränen und Kämpfen hatten sich des Paradieses Pforten geöffnet.

Es war ein anspruchsloses Paradies mit alt gekauften Möbeln, ohne viele Kunstgegenstände und mit unzähligen Mängeln, aber alles dies sah Marie Luise nicht, für sie war es das Heim, nach dem sie sich unansprechlich gesehnt, und das, mit den Augen der Liebe betrachtet, ihr reich und warm und hell erschien.

Ein Mädchen wollten sie nicht annehmen, Marie Luise konnte sich so gut selbst behelfen, wenn sie nur für die größten Arbeiten eine Hilfe bekam, und als sie an diesem ersten Abend ein den Umständen nach ganz lukullisches Mahl bereitet hatte — Nils hatte überdies dessen geholfen — erschien ihr das Wirtschafsten wie eine Spielerei.

Die Lampe leuchtete auf dem weißen Tischtuch, wo die drei oder vier Affietten mit Aufschnitt die Butter umrahmten. Eine neusilberne Theekanne hatten sie wirklich als Hochzeitsgeschenk bekommen, doch wenn sie allein waren, sollte sie nicht benutzt werden, dann mußte eine einfache Kanne aus Thon Dienst thun. Marie Luise hatte ein Weichensträußchen vor Nils Platz hingestellt, und mit unermüdlichem Eifer bereitete sie jetzt Butterbrote für ihn. Er erwies denselben alle Ehre, und ihr machte es kindliche Freude, dieselben so lecker wie möglich herzustellen.

„Siehst Du, Nils, jetzt haben wir den Lohn für unser geduldiges Warten,“ sagte sie warm, „übrigens sind drei Jahre gar nicht lange, wenn man darauf zurückblickt. Es giebt viele, die sieben, acht Jahre lang verlobt sind.“

„Ja, das ist freilich wahr, aber da haben sie wohl bessere Aussichten, auf die sie warten. Wenn wir noch zwanzig Jahre gewartet hätten, wäre es wahrscheinlich auch nicht besser geworden, aber wenn Du zufrieden damit bist, wie es ist, will ich auch versuchen es zu sein. Ich finde, es ist ein ruhigeres Gefühl, jetzt da alles klar ist.“

„Ja, viel ruhiger ist es. Jetzt kann keine Macht der Welt Dich mir entreißen. Bis jetzt war es immer, als müßte ich Dich mit vielen andren teilen. Deine Mutter und Schwestern wollten Dich wenigstens ebenso sehr besitzen wie ich, und dann trennte uns die Arbeit. Jetzt habe ich hier alles in einem Rahmen, und ich bin so dankbar, so glücklich, mein Nini.“

Sie waren mit essen fertig, und er legte die Serviette mit einem sonnigen Ausdruck auf seinem sonst so ernsten Ge-

sicht beiseite. Dann reichte er die Hand über den Tisch und sie legte ihre hinein. Sie schauten einander innig in die Augen, ohne ein Wort zu sagen, aber dieser feste, schweigsame Händedruck war auf beiden Seiten ein redliches Gelübde, in allen Prüfungen der Zukunft zusammenzuhalten und zu versuchen, einander die Wege zu ebnen. —

Dora fühlte sich so einsam zu Hause, seit Marie Luise auch fort war, die beiden Schulknaben waren das einzige jugendliche Element im Hause, und die lernten entweder oder zankten sich, boten also auch keine interessante Unterhaltung für eine Neunzehnjährige.

Margit und sie waren allerdings viel zusammen, doch einerseits war Margit so ernsthaft und bitter, und andererseits war sie so interessiert für ihre Arbeit, daß Dora mit ihrem lebhaften, unruhigen Sinn ihrer bald überdrüssig wurde.

Eines mittags, als sie vom Comptoir nach Hause ging, kam ihr von ungefähr eine junge, elegant gekleidete Dame entgegen.

„Guten Tag, Dora,“ rief eine frische, leicht schnarrende Stimme, „kennst Du mich nicht wieder?“

„O ja, gewiß, Ebba Gadde!“

Doras Gesicht leuchtete auf und strahlend reichte sie der Freundin die Hand.

„Es ist entsetzlich lange her, daß wir uns nicht gesehen haben,“ sagte Ebba, „ich habe mich ordentlich danach gesehnt, einmal mit Dir plaudern zu können. Auf die Dauer ist es nichts mit dem Schreiben, außerdem habe ich solche große Korrespondenz, ich bin es wohl, die Dir einen Brief schuldig ist?“

„Ja, es ist über ein Jahr her, daß ich zuletzt schrieb. Ich dachte, Du hättest mich vergessen.“

„Nein, Liebste, sicher nicht, aber wir sind ja selten in Stockholm, ich bin hier im Winter einige Monate zu meinem Vergnügen, sonst wohnen wir auf dem Lande. Ich reise heute abend nach Hause, aber was hast Du diesen Sommer vor, Dora, kannst Du mich nicht besuchen?“

„Ich bin am Comptoir, aber ich werde wohl Urlaub bekommen, und es wäre so reizend, zu Dir zu kommen, aber ich weiß nicht.“

„Du bist dieselbe dumme, schüchterne, stolze Dora wie früher. Nie willst Du mir glauben, daß ich etwas von Dir halte,“ rief Ebba in ihrer rüchhaltigen, herzlichen Art aus, indem sie ihren Arm in den der früheren Schulfreundin schob. „Laß mich nur Deine Adresse wissen, dann will ich schreiben und Dich einladen. Wohnst Du noch in der Basavorstadt?“

„Ja,“ versetzte Dora und nannte zur Sicherheit Nummer und Straße zweimal, bevor sie sich trennten, sie mußte immer daran denken, ob Ebba es wohl vergessen würde oder ob es nur eine Redensart gewesen wäre, und sie teilte ihre Besorgnis Margit mit.

„Nun, ich möchte Dir immerhin raten, nicht allzu fest darauf zu bauen,“ sagte Margit herbe, „solche Versprechen werden im selben Augenblick gegeben und vergessen, das ist das Recht des Reichthums, zu versprechen und nicht zu halten.“

Dora saß still und niedergeschlagen da.

„Ich glaube nicht, daß Ebba derart ist,“ sagte sie endlich, doch ohne ihre gewohnte, kampfeslustige Heftigkeit im Tone. Margit hatte sie mißtrauen und zweifeln gelehrt, und die unbewußten Lektionen schienen Frucht in Doras empfänglichem Gemüthe zu tragen. Seit des Vaters Tode war etwas Müdes, Gedrücktes über sie gekommen; der stille, einformige Kreislauf der Tage erschöpfte sie viel mehr als lärmende Vergnügungen es gethan hätten. Margit war auch gerade keine erheiternde Gesellschaft. Der Frühling ist eine schwere Zeit für alle zarten Gemüther. Es liegt so viel Aufreibendes und Aufregendes in der lebenskräftigen Lust, dem sprießenden Grün, dem jubelnden Vogelgesang.

Die beiden Mädchen, welche den ganzen Vormittag in dem düstern Comptoir saßen, waren blaß und mager geworden, und über ihrer ganzen Erscheinung lag etwas Ernustes, Mattes. Margit beobachtete mitleidig Doras verändertes Aussehen und dachte bitter, daß die große Lebensmühle sie auch bald zu einem Zahn in ihrem schweren Arbeitsrade machen würde.

„Weißt Du, Margit,“ sagte Dora an einem Sonnabendnachmittag, Anfang Juni, „morgen will ich mit einmal

enen vergnügten Tag machen, dies halte ich nicht länger aus, aber was soll ich nur anfangen? Weißt Du nichts vorzuschlagen?"

„Nein, liebste Dora. Ich freue mich, wenn ich nicht in die Sonne zu gehen und mich nicht den Menschen zu zeigen brauche, und Du willst Menschen sehen. Ich verabscheue mich selbst und alle andren, wenn ich auf einen hellen Promenadenplatz in hellen Sonnenschein komme.“

„O nein, aber Margit! — Das thue ich nicht. Marie Luise hat mir geholfen, mein neues Kleid ist gerade fertig. Es sieht wirklich chic aus, kannst Du mir glauben. Liebste, beste Margit, ich habe sonst niemand zum Gehen!“

„Ja, wenn Du hinaus auf das Land willst, dann will ich mit Dir gehen.“

„Ja gewiß, wenn auch nicht so gern. Es ist vielleicht kindisch, ja, ich weiß, daß Du das findest, aber ich kann nichts dafür, daß es mir Spaß macht, zwischen, was man so sagt, feinen Leuten zu gehen. Ich freue mich so, wenn eine meiner Schulkameradinnen oder einer von Günthers früheren Freunden grüßt, es kommt mir dann vor, als ob ich doch nicht so ganz außerhalb von allem stände.“

„Ich werde mit Dir gehen,“ sagte Margit kurz. „Wann wollen wir uns treffen und wo?“

„Ich komme und hole Dich gegen ein Uhr ab, liebe, liebe, gute Margit.“

Dora umarmte und küßte sie.

Präcise ein Uhr zog Dora die Glocke und wurde zu Margit, die allein war, ins Zimmer geführt, das kleine Fräulein vom Lande war bereits ausgegangen. Margit stand vor dem Spiegel und befestigte einen schwarzen, gepunkteten Schleier um ihren einfachen Matrosenhut von marineblauem Stroh. Die Jacke hatte sie schon angezogen, sie war nach vorjähriger Mode und sah ein wenig passé aus. Es war weder Armut noch Sparfamkeit, daß Margit sich nicht eleganter kleidete, sondern vollständige Gleichgültigkeit. Sie war krankhaft gleichgültig gegen alles geworden, sagte ab, wenn sich ihrer jemand mit Einladungen erinnerte und konnte den ganzen Abend in dunkle, grüblerische Gedanken versunken, beschäftigungslos auf ihrem Sofa liegen.

„Guten Tag, Dora,“ sagte sie, „wie vergnügt Du aussiehst!“

„Ja, ich habe heute auch einen langen Brief von Ebba Gadde erhalten, sie hat mich nicht vergessen, sondern quälte mich förmlich mit Bitten, daß ich während meines Urlaubs zu ihr kommen sollte. Glaubst Du, daß ich Ende dieses Monats frei bekommen kann, Margit?“

„Das glaube ich sicher.“

„Du scheinst mir verstimmt, Margit, was fehlt Dir?“

Dora schlang den Arm um sie und wollte sie an sich ziehen, doch Margit wehrte ihr sanft. Sie wollte nicht das häßliche, quälende Neidgefühl eingestehen, das sie überkam, als sie ihre kleine Freundin, jung, froh und hübsch in ihrem modernen Promenadenkostüm dastehen sah. Der Woche Mühsal und Arbeit hinterließ noch keine unauslöschlichen Furchen in diesem kindlich weichen Gesicht. Die Augen waren nicht von Thränen und schlaflosen Nächten geirrt; es war der Lebensfrühling, der hoffnungsvolle, reiche Lenz, welcher ungeduldig sprudelnd voll wachsender Kräfte auf den Sommer wartete — und sie? — sie war der Herbst, auf den nie mehr ein Sommer folgen würde. Ihre Schönheit war längst zum Tode verurteilt, vernichtet. Das Gebräuge des Herbststurmes lag auf ihren schlaffen Zügen, und doch — lebte sie! Mit fieberhafter Eile zog sie die Handschuhe an und sagte hastig:

„So, jetzt wollen wir also ausgehen und uns zeigen. Ich komme mir vor, als wäre ich in einem Trödlerladen in Södermalm aufgekauft, aber ich kann mich damit trösten, daß keiner nach mir hinsieht, wenn Du neben mir gehst. Du bist aber furchtbar fein, Dora!“

„Das könntest Du ja auch sein, wenn Du wolltest, Margit,“ erwiderte Dora schüchtern, und strich liebevoll über ihre neuen, weißen Handschuhe. „Du hast ja ein viel größeres Gehalt als ich.“

„Ja freilich, aber weißt Du, es fehlt mir die Lust dazu. Hast Du je gesehen, daß man alte Planken lackiert, die streicht man höchstens mit ein bißchen dunkler Farbe an.“

Sie schritt Dora voran durch das Speisezimmer, wo das Frühstück noch nicht abgedeckt war. Im Flur trat ihnen die Wirtin entgegen:

„Entschuldigen Sie, Fräulein Erling,“ sagte sie, „Sie kommen natürlich zu Mittag wieder nach Hause?“

„Ja!“

„Es macht Ihnen wohl nichts aus, Fräulein, wenn es etwas später mit dem Essen wird, denn alle die andren Herrschaften sind fort, und darum dachten wir, daß die Mädchen heute etwas länger ausbleiben könnten.“

„Ja, mir ist es ganz gleich. Adieu,“ sagte Margit kalt. Auf der Treppe wandte sie sich nach Dora um und setzte ironisch hinzu: „Es ist sehr angenehm, sich so willkommen in seinem sogenannten Heim zu fühlen.“

„Arme Margit! Aber weißt Du, ich habe eine Idee, Mama und ich sind heute zu Marie Luise und Rils eingeladen. Du kannst gern mitkommen. Ich bin sicher, daß sie sich freuen werden.“

„Nein danke, Dora. Ich belästige jetzt niemals Fremde mehr. Es gab eine Zeit, da ich mich parasitisch an die Gesellschaft der Menschen festklammerte, weil ich glaubte, daß sich irgendwo ein Winkel für mich finden würde, doch damit ist es jetzt vorbei. Ich konnte nicht einen einzigen, wirklich herzswarmen kleinen Fleck in irgend einem Hause finden. Ich war zu egoistisch. Es giebt Scharen wohlwollender Menschen, die gern so ein ungesatteltes Pferd, wie ich bin, einladen, aber dann wollen sie es aufzäumen, damit es an der Familienkutsche mit ziehen helfen kann. Es darf nicht hinten aus schlagen, auf keiner andren als der allgemeinen Wiege grasen, nicht sehnsüchtig nach andrer Gesellschaft als der der zahmen, fetten Wagenpferde wiehern, mit einem Worte, es muß sich im Zaume halten; beißt es ihn entzwei, ist es ja klar, daß es sich unmöglich macht in einem wohlgeordneten Stall. Das schlimmste von allem ist, daß ich doch so ein eingefleischter Gesellschaftsparasit bin. Wenn ich nicht Wurzeln schlagen darf an der sonnenbestrahlten Wand irgend eines Hauses, so kann ich nicht leben.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Die berufsgenossenschaftlichen Organisationen und die Ausbildung der Pädagogik einzelner Berufe gehören zu den markantesten Erscheinungen unsrer Zeit. Am wenigsten sind hierbei anscheinend die Künstler fortgeschritten, also doch die, welche es keineswegs weniger als andre brauchen könnten. Und zwar gilt dies von den Vertretern sämtlicher Künste. Auf allen Kunstgebieten stehen wir mit einer bewußten Pflege der Pädagogik noch ganz am Anfange. Dagegen ist ein andrer hierher gehöriger Fortschritt gemacht worden. Die Durchbildung des Publikums — also wohl zu unterscheiden von der Fachbildung des einzelnen Künstlers — ist seit mehreren Jahren energisch in Angriff genommen worden. Man mag darüber denken, wie man will: die beiden Kunsterziehungstage haben trotz alles Kopfschüttelns, das sie erweckten, für ihre Sache doch thatsächlich Bemerkenswertes geleistet. Vor allem sind sie sachlich gewesen. Man konnte erfahren, was die beteiligten Personen wollten, man wurde belehrt und mit neuen Themen angeregt.

Etwas anders steht es mit dem Schicksal der Musiker. Verhältnismäßig gering sind noch die speziellen ökonomischen Kämpfe der Tonkünstler; dagegen stehen seit längerer Zeit die Musiklehrer in einer derartigen Bewegung, die erst jetzt allmählich an die breitere Öffentlichkeit kommt. Sie ging aus von der Erscheinung eines jammervollen Elendes, das über dem Stande der Musiklehrer sachlich und persönlich lagert. Was da im Dunkel der Klavierstuben an Unfug der Klavierlektionen und an Nichtwürdigkeit der Behandlung der Lehrer geleistet wird, kann man sich nicht leicht arg genug vorstellen. In Berliner Musiklehrer- und Musiklehrerinnenkreisen beabsichtigte man, diese Schäden zu überwinden durch Einführung einer eignen Musiklehrerprüfung, reichte auch eine entsprechend ausgestattete Petition an das Ministerium ein, jedoch bisher ohne nennenswerten Erfolg. Es ist merkwürdig, daß jemand, sowie er anfängt, pädagogisch sein zu wollen, in erster Reihe an ein Examen denkt. Die Herren von den Kunsterziehungstagen und von der sonstigen Bewegung nach einer Kunst im Volk und im Leben des Kindes sind wenigstens auf diesen Weg nicht geraten; ihnen war es mehr darum zu thun, sich und andren zu sagen, was in der Kunst gelehrt werden solle und könne. Nun aber haben uns die Musiklehrer Gelegenheit gegeben, von ihnen etwas Sachliches zu erwarten. Am 19. und 20. Oktober fand zu Berlin der unsres Wissens erste „Musikpädagogische Kongress“ statt. Wir befanden uns in freudiger Erwartung, unser eignes Interesse an einem so gewichtigen Gebiete, der musikalischen Lehrkunst, nun einmal gründlich befriedigt zu sehen. So ähnlich wie auf den Kunsterziehungstagen dachten wir uns Vorträge, Debatten und ähnliche Anregungen über die Art und Weise, wie etwa Vortrag zu lehren sei, wie Seminare zur Ausbildung von Musiklehrern einzurichten seien usw. Thatsächlich kam es anders. Die Männer und Frauen, welche ohne irgend eine Bestellung und ohne einen andren als den rein sachlichen Lohn seit langem dem Kongress vorgearbeitet hatten, und das freundlichste Entgegenkommen gegen alle Bedürfnisse gewahrt haben, sind

unfres Dankes unter allen Umständen sicher. Es war eine Freude zu sehen, wie ein Mann von der künstlerischen Größe nicht nur, sondern auch von der pädagogischen Bedeutung eines Faber Schartenka seine Persönlichkeit einsetzte, um das Schiffelein des Kongresses durch mancherlei Erregungen hindurch zu leiten. Es war erfreulich, die würdige Erscheinung des Herrn Musikdirektors E. Mengewein überall aufklärend und ausgleichend eingreifen zu sehen. Es war eine Bestätigung dessen, was wir schon mehrmals über den Wert der Zeitschrift „Der Klavierlehrer“ gesagt haben, daß dieses Blatt und seine Redakteurin, Fräulein A. Morich mit aller Fähigkeit an dem fest halten, was ihnen hier das Wichtigste zu sein scheint. Noch mehr: es gab manche uns selber überraschende Einblicke in die tatsächlichen Zustände. Was z. B. Fräulein Olga Stieglitz über das Elend des Musiklehrertums statistisch vorbrachte, verdient in weitesten Kreisen möglichst genau bekannt zu werden. Nun aber die Rehrseite der Sache! Vor allem hat sich dieser Kongress vom Anfang bis Ende fast völlig erschöpft in rein äußerlichen Administrations- und Organisationsdingen. Wie können es nur künstlerisch strebende und hochgebildete Personen über sich bringen, vier halbe Tage lang sich den Kopf zu zerbrechen über die Statuten eines „Musikpädagogischen Verbandes“, über die Einsetzung von Kommissionen und Prüfungs-Senaten, über die beste Art und Weise, wie mit Privatlehrer-Verbänden, mit Musikschulen, mit der Behörde usw. auszukommen sei! Denen vom Kunstzuchtstage war es nicht eingefallen. Was diese in ihrem Kreise gebracht hatten, das vermischen wir in entsprechender Weise hier durchaus. Wer in diesen Tagen das erste Konzert in dem Cylus der Professoren Barth, Wirth, Hausmann gehört und dabei gewünscht hat, daß die folgenden Abende besser besucht wären als der erste; und wer sich wieder über die große Korrektheit und achtunggebietende Solidarität der Vortragenden dieser Herren erfreut, über die kalte Energielosigkeit ihres Spieles ebenso betrübt hat: dem ist es nicht zu verdenken, wenn er einmal aus dem Munde der besten Tontunfsteher authentische Äußerungen hören möchte über die Art und Weise, wie man einen Schüler erstens zu korrekten Leistungen erzieht und ihn zweitens vor dem künstlerischen Tod der Eiseskälte bewahrt.

Im Programm des Kongresses gab es einzelne Themen, die einigermaßen dazu hätten führen können. Es war die Rede von „Sichtung des vorhandenen Unterrichtsmaterials“. Aber nein, vielmehr von der „Einsetzung von Kommissionen zur Sichtung des vorhandenen Unterrichtsmaterials“. In gleicher Weise war die Rede von der „Bearbeitung einer geschichtlichen Entwicklung der Musikpädagogik, als Vorbereitung auf das gesamte heutige Schaffen auf musikpädagogischem Gebiet“. Gerade diese beiden Themen sind völlig ins Wasser gefallen, und doch war gerade die Betonung der historischen Vorarbeit einer der allerglücklichsten Gedanken des Kongress-Programms, zumal es unglaublich ist, wie sehr die geschichtliche Erforschung des Kunstunterrichtes vernachlässigt wird.

Nun aber die zweite Gruppe von Gedanken, die uns angesichts des Kongresses aufgestiegen sind. Da war im Programm die Rede von Bibliotheken, die an Konservatorien einzurichten seien. So sympathisch die Äußerungen und Gegenäußerungen über dieses Thema waren — eine Enttäuschung muß es trotzdem genannt werden, daß man über eine solche Sache überhaupt erst debattieren muß, und daß dann kaum etwas anderes herauskommt als die Frage, ob eine Musikschule für ihre Schüler eine Leihbibliothek unterhalten soll. Man sollte doch glauben, eine Schule sei so gut wie nicht denkbar ohne eine Bibliothek, namentlich angesichts des Umstandes, daß ja die Musik eine doppelte Bibliothek verlangt: Noten und Schriftwerke. Aber nun halten wir die Sache zusammen mit den so und so viel Pfennig oder Mark, die für einen Lehrer an einer kleinen Musikschule abfallen! An den eigentlichen Sitz dieser Uebel scheint auf dem Kongress niemand gedacht zu haben. Wer heißt denn irgend einen halbwegs gebildeten Musikfreund durchaus ein Konservatorium gründen? Jemand, der Kavollappt, trauert über den Mangel an Schülern und Schülerinnen und darüber, daß er an dem kleinen Konservatorium, dem er als Lehrer angehört, nur einen Teil der für seine Schüler einlaufenden Honorare ausgezahlt bekommt. Er will sich den übrigen Teil ebenfalls zu gute kommen lassen und selber Direktor sein. Er hat einen weitfichtigen Vetter, der Schello schab; er hat weiterhin eine alte Freundin, die die Goge giegt; er hat ferner irgend einen Onkel, einen austrangierten Organisten oder dergleichen, und ist im Besitz von viel roter Tinte, mit der den Schülern die Fehler in den Theorie-Aufgaben angezeichnet werden. Außerdem ist man bekannt mit einer Sängerin, die vor einigen Jahrzehnten an einem Hoftheater brilliert haben soll, dann ihre Stimme verloren und sich nun aufs Gesangslehren geworfen hat. Diese Armee organisiert sich als Konservatorium, drückt ihre Namen dünn und den der Sängerin dick und bietet sich nun den Musikfreunden an. Diesen zu sagen, was Musik ist, rentiert sich nicht; also wird weiter gemacht, wie es immer gemacht wird, und auf dem nächsten „Musikpädagogischen Kongress“ kommt wieder die unvermeidliche Statistik.

Sinige kleinere literarische Erscheinungen, die neben dem Kongress einhergegangen sind, scheinen uns sachlich noch mehr zu bedeuten. Das hierbei erwähnte Thema von den Konservatoriumsbibliotheken bekam ein Gegenstück in dem Thema: „Die öffentlichen Musikbibliotheken“. Ein frommer Wunsch, das Herr Oberbibliothekar Dr. Wilhelm Altmann soeben in der „Zeitschrift der internationalen Musikgesellschaft“ behandelt hat, und das auch in Sonderdruck erschienen ist. Auch hier waren wir überrascht durch den Einblick in Mängel, die wir längst schon hätten

bemerkten können. Es ist einfach unglaublich, wie schlimm die Musik neben anderen literarisch vertretene Gebieten auf Bibliothekern kommt, und wie so gar nichts getan wird, um die heute immer beliebter werdenden Volksgesellschaften auch musikalisch auszugestalten. Dr. Altmann geht mit seinen Vorschlägen so bescheiden und harmlos vor, wie es von einem staatlichen Beamten dieses Amtes zu erwarten ist. Er thut ja in seiner Weise gut daran, und die Thatfachen, die er vorführt, sprechen immer noch lebendig genug. Dem Staate jedoch und den an seiner Seite wirkenden Faktoren dürfen wir am allerwenigsten den Vorwurf ersparen, daß hier die schwersten Verhältnisse vorliegen, und daß jene es wahrlich nicht nötig gehabt hätten, die Dinge so weit kommen zu lassen. Die Gelegenheit ist unscheinbar und geht doch in der That tiefer als man glaubt. —

Kleines feuilleton.

g. Jagden in den schottischen Hochlanden. Im Spätherbst und in dem ersten Wintermonat, wenn in Deutschland schon die Blätter fallen oder die Bäume lahl die starren Äste im Winde schütteln, stehen die Wälder des nördlichen England noch in dunklem Grün, das nur hier und da die Rote des beginnenden Wellens zeigt und selbst in Schottland, wo tiefere Thäler vorm Sturm geborgen sind, sieht das Auge auch dann noch grüne reisbestreute Weide. Die Feuchtigkeit der das Land umströmenden Seeluft schützt die Pflanzenwelt vor früher Dürre und, wie verrufen auch das Klima Londons sein mag, September, Oktober und die erste Hälfte des November können wohl als Glanzmonate gelten, denn die Sonne leuchtet herrlich, und die Winde wehen oft so weiche Lüfte über die britischen Inseln, daß ein Vergleich mit dem berühmten indischen Sommer Amerikas nicht zu gewagt scheint. In den schottischen Hochlanden, in jenem nebelverhüllten Gebirgslande ist dann alles Leben und Mühigkeit. Es ist die Jagdzeit. Zehntausende von Jagdliebhabern führen die Eisenbahnen aus dem Süden, Osten und Westen Englands, aus Wales und Irland, ja sogar aus Belgien und dem nördlichen Frankreich nach dem rauhen Kaledonien; mancher Wirt, der seit Jahren in Rom und am Rhein gesiedelt, unternimmt auch wohl hin und wieder den weiten Jagdzug nach dem Loch Lomond oder Loch Invernech, er, den außer dem Bettregister für die Races nur noch sein Londoner Checkbuch an die Heimat festsetzt. In den Hochlanden schwärmen dann Hochländer, die nie die gälische Sprache gesprochen und nie die charakteristische Vorfilze Mac vor ihrem Namen geführt. Es sind Londoner Bankiers, eine Armee von Advokaten, die frischer Luft bedürfen, Offiziere in Civil und geräuschvolle Rudel von Clerks jeder Art, die alle, wenn sie nicht die Gicht oder einen unsterblichen Schnupfen fürchten, für die Jagdzeit das hochländische Kostüm „mit und ohne Waden“ anlegen. Es wird entsehrlich gemekelt unter dem Hoch und niederen Bild, mit Riffelbüchse und Vogelflinte, mit Pile und Hirschfänger; auch die feigere Mamer des Falkenstellens liefert tausend-sältige Beute. Der letztere noble Sport spart den Liebhabern viele Mühe und Unbequemlichkeit, obgleich die zahllosen Fuchs-, Hasen-, Iltis- und Kaninchenfallen in Wald, Feld und Garten nicht nur Hund und Pferd, sondern oft gefährlich werden, sondern auch den Menschen, wenn er auf romantischem Spaziergange nicht rechts und links schaut oder keine dauerhafte Stiefel trägt, höchst empfindliche Wunden heibringen. Der Reisende, der in den Pachthäusern oder in einer der äußerst kostspieligen „Gastneipen“ übernachtet, wird oft erweckt durch das entsehrliche Schreien und Wimmern des Feldwildes, das sich in das gefährliche Revier verlaufen und, von Eisen und Stacheln gemartert, erst am Morgen die endliche Erlösung erwarten kann. Daher die Hügel von Kleinwild, welche nach großen Jagdzügen auf den nächsten Bahnhöfen aufgespeichert liegen und mit dem unzähligen wilden Geflügel in großen Säcken auf die südlichen Märkte geschickt werden. —

k. Eine „vollkommene Tasse Kaffee“. Ueber dieses Thema, das gewiß vielen sehr wichtig erscheinen wird, läßt sich eine hohe Autorität in diesem Fach, der Kaffeeloch des türkischen Gesandten in London, E. Jampunis, folgendermaßen aus: „Eine vollkommene Tasse türkischen Kaffees zu machen ist, wie viele andre Dinge, sehr leicht, wenn man versteht, wie man ihn machen muß; aber es ist schwer, wenn die Kunst nicht in der Türkei gelernt wird. Nur wer in der Türkei gewesen ist, kann eine vollkommene Tasse Kaffee bereiten. Ich selbst habe die Kunst dort vor vielen Jahren gelernt. Daß es eine Kunst ist, kann niemand bestreiten. Es ist ein so großer Unterschied zwischen einer gewöhnlichen Tasse Kaffee und dem außerlesenen und verlockenden Getränk mit seinem feinen Aroma, wie zwischen Pferdefleisch und dem besten englischen Rindfleisch. Meine Methode ist sehr einfach. Ich habe viele kleine Töpfe von verschiedener Größe, die in der Form alle gleich sind, einen Stiel und oben einen Rand und eine Fülle haben. Je nach der Anzahl der Tassen Kaffee, die ich zu lochen habe, brauche ich einen größeren oder kleineren Topf. Wenn das Wasser gekocht hat, fülle ich den kleinen Topf fast bis zum Rand mit Wasser, dann thue ich drei Stück Zucker hinein und setze den Topf zum Kochen auf das Feuer. Ist das Wasser heiß, so schütte ich zwei Theelöffel sehr fein gemahlene Kaffees hinein und rühre um, bis der Kaffee mit dem Wasser gut vermischt ist. Ich mache es also gerade umgekehrt wie

zweimal, ich thue erst den Zucker und dann den Kaffee hinein. Dann den Topf wieder auf das Feuer und passe gut auf, bis der Kaffee siedet, dann oben Schaum bildet. Ehe der Schaum aber überfließt, nehme ich den Topf vom Feuer und stoße mit dem Boden des Topfes auf den Herd auf, um den Schaum heruntergeht. Dieses Verfahren wird noch zweimal wiederholt. Am Ende der Schaum zum viertenmal an die Oberfläche, so wird der Topf abgenommen und der Kaffee in zwei Tassen so eingegossen, daß jede Tasse einen Teil des Schaumes oben enthält. Nach meiner Meinung kann der Engländer nicht Kaffee kochen. Er versucht es wohl, kann aber weder eine vollkommene Tasse türkischen noch französischen Kaffees machen. Ebenso wenig gelingt es dem Franzosen, guten türkischen Kaffee zu machen. Den französischen Kaffee mag ich nicht, da er dünn und schlecht ist. Meiner Meinung nach ist nur der türkische Kaffee vorzüglich. Nur darf man eines nicht vergessen: der Kaffee muß frisch geröstet und gemahlen sein. Er darf nicht zu schwarz geröstet sein; ein dunkles Braun ist die ideale Farbe. Es giebt noch viele andre Methoden, die ich in der Türkei erprobt habe, und es giebt natürlich Gelegenheiten, wo man die Art der Kaffeebereitung verändern muß. Wer den echten türkischen Kaffee zu würdigen versteht, weiß, daß seine Süße ein Teil seines Triumphes ist, da dadurch das ganze Aroma des Kaffees herausgebracht wird, aber einige Leute mögen keinen Zucker und einige schmeden gern den Grund, der fast so fein wie Mehl ist. In solchem Falle muß natürlich eine andre Methode angewandt werden.“

— Das Marea-Holz. Der „Prometheus“ schreibt: In einem neuen Bericht, welchen Kapitän Truffert über die Gegend des Fjads-Sees und den Vahr-el-Ghajal erstattet hat, gedenkt er eines kleinen Baumes, welchen die Eingeborenen Marea nennen, aus der Familie der Mimosengewächse. Er kommt in der zur Regenzeit überschwemmten Uferzone des Fjads-Sees vor, erreicht 4—5 Meter Höhe und einen unteren Stammdurchmesser bis zu 0,3 Meter, doch verzüngt sich der Stamm schnell, so daß er einen verlängerten Kegel darstellt, und seine Äste tragen Dornen und gelbe Blumen. Sein Holz ist leichter als Kork und dabei so zähfaserig, daß es sich zur Fabrication von Schilden für die Soldaten eignet, welche den Stößen der Sagais und Lanzen widerstehen. Diese Leichtigkeit macht es ebenso geeignet zu Schwimmgürteln und Rettungsgeräten, wie zur Heeresausrüstung. Jedermann ist dort in der Uferlandschaft mit einem 2 Meter langen Marea-Stamm versehen, der nur eine geringe Belastung darstellt und es ermöglicht, den See, selbst an den breiteren Stellen, zu durchqueren. —

Theater.

Schauspielhaus. „Im stillen Gäßchen“. Lustspiel in vier Akten von J. M. Barrie. — In den üblichen Weisfall Hang, eine seltsame Ueberraschung bei dem sonst so Lustspiel-gemütsamen Publikum des Schauspielhauses, ziemlich energisches Wischen hinein. Gut war die Komödie des Schotten Barrie ganz gewiß nicht, aber gewiß auch nicht schlechter, als der Chorus ihrer Vorgängerinnen auf dieser Bühne. Eher das Gegenteil. So spärlich die Erfindungskraft in den Verwicklungen und so verstiegen-unnahm die entscheidende Wendung, dennoch ist ein Hauch von Stimmung über das Ganze gebreitet. Die Welt in dem stillen Gäßchen ist so recht altmodisch-romantisch, delikate und edelmütig und ruft längst Verschollenes, tugendsam-sentimentale, didleibige Romane auf vergilbten Blättern, die früher die Herzen rührten, lebensvoll in die Erinnerung. Da giebt es einen wunderschönen Mister Brown, der, einer der Helden von Waterloo, den geschossenen Arm in der Wunde, nach zehnjährigem Kampfe für das Vaterland zurückkehrt, um die reizende Dame, der er einstmal in Regen einen Kuß — vermutlich auf die Wange — gedrückt hat, als Gattin heimzuführen. Die Dame aber, strenge wie der scheinbar Ungetreue, hat von dem Herzleid, der Armut und der Arbeit blaße Farben bekommen, ihre Loden sind in ein schmiedlos weißes Häubchen gezwängt. Er findet sie und ihre ältere sanft-einsfältige Schwester als Lehrerinnen in dem blauweiß tapezierten Stübchen, wo er so oft geplaudert, wieder. Phoebe glaubt bei seinen ersten kühlen Worten, er spottet ihres Alters. Diese Szenen des zweiten Aktes sind weitaus das Beste. Stürmisch erwacht in dem Altflügel, das längst verzichtet hatte, bei den vom Festsaal herüber tönenden Walzerklängen die Jugendsehnsucht. Sie schlüpft in das Brautkleid, das die Schwester ihr einst geschenkt, und während sie, zurückverwandelt in das Bild der jungen Phoebe, ein zierliches Menuett tanzt, plagt unvermutet der Oberst in das Zimmer. Nun freilich hebt eine arge Theaterei an. Phoebe, in der Verkleidung unerkannt, giebt sich als junges Mädchen. Durch Kofetterie will sie den Herzlosen erobern und ihn dann höhnisch fortjücken. Das soll ihre Rache sein. Er aber erzählt ihr auf dem Ball, daß er keine andre als die Phoebe in dem weißen Häubchen liebt. Nun fühlt sie sich ob ihres Spieles solcher hochfingigen Mammesliebe unwert, und so fort bis zur wohlverdienten, alle Herzensnöte endenden Verlobung. Nur das Nichternstgemeinte, bewußt Altmodische in den Unmöglichkeiten macht sie erträglicher.

Allerliebste, altmodisch-fein vom Scheitel bis zur Sohle war die muntere und schwärmerische Phoebe des Fräuleins v. Mayburg; sehr eßt auch Fräulein Albig als stille Schwester Susan. — dt.

Technisches.

— Metallcement. Unter diesem Namen — führt Bauvat v. Teuffel in der „Deutschen Bauzeitung“ aus — wird in neuerer Zeit von verschiedenen Firmen mit Anschluß sehr günstiger Zeugnisse vieler angesehenen Behörden eine nicht näher bezeichnete Vergußmasse angeboten, die bei geringer Erhitzung (120 Grad Celsius) dünnflüssig wie Wasser wird, sich vollkommen mit Stein, Mauerwerk, Eisen Metall u. verbindet, sofort beim Erkalten erhärtet und bei Zugversuchen mit in Stein vergossenen Ankerstangen wie auch bei Aufschichtungen weit höheren Belastungen widersteht, als Portlandcement nach fünf Tagen und als Blei. Vor dem Blei hat sie noch den großen Vorzug, nicht verstemmt werden zu müssen und sehr erheblich wohlfeiler zu sein. Von mehreren solchen Metallcements wurden Proben bezogen, welche lörrige Oberfläche, graue Farbe, erdigen Bruch, bei gelinder Erwärmung in der Hand schwefeligen Geruch zeigten und, ins Feuer geworfen, sofort mit schön blauer Flamme und dem unerkennbaren Geruch des Schwefels verbrannten. Es blieb somit kein Zweifel, daß diese Proben in der Hauptsache aus Schwefel bestanden, dem irgend ein die Farbe ändernder Stoff beigemischt war. Wer bei Bauausführungen schon mit Schwefel als Vergußmasse gearbeitet hat, weiß zu schätzen, daß es sich mit keinem andern Material so leicht, rasch und sicher arbeitet. Wer aber mit in Stein vergossenen Eisenteilen im Baunterhaltungsdienste Erfahrungen gesammelt hat, weiß ebenso sicher, daß die Verwendung von Schwefel mit der Zeit mit absoluter Sicherheit die Zerstörung auch des härtesten Steines sowie des Eisens herbeiführt. Tritt Feuchtigkeit und Luft zu der Vergußstelle, so erfolgt die Zerstörung schon nach einigen Jahren; liegt die Vergußstelle trocken und vor Luft geschützt, so dauert es länger, die Zerstörung bleibt aber auch hier infolge der Bildung von Schwefeleisen nicht aus. Ein altes Bauwerk mit Schwefelverguß zwischen Stein und Eisen ist nirgends zu finden, dagegen manches Maschinenfundament, Gartengeländer oder sonst im Freien liegende Bauwerk, an dem ganze Reihen von Quadern schon nach 3 Jahren zer Sprengt und die Eisenteile wie abgeschmolzen ganz dünn geworden sind, so daß sie jeden Faltes entbehren. Vor der verführerischen Verwendung von Schwefel kann daher nicht genug gewarnt werden. Die Generaldirektion der Badischen Staats-Eisenbahnen hat die Verwendung von „Metallcement“ verboten.

Als sehr gute Mittel zur Verbindung von Eisen und Stein bzw. Mauerwerk haben sich bewährt einmal Portlandcement mit Wasser angerührt, besonders aber Portlandcement, gemischt mit Eisenfeilspänen und mit Wasser, oder Wasser mit Zusatz von Salmiak gemacht. Die letzteren Mischungen geben eine eisenharte, kaum wieder zu lösende Vergußmasse und sind im Trocknen und Nassen anzuwenden. Eine hauptsächlich im Trocknen, im Innern von Gebäuden anzuwendende und ebenfalls eisenhart werdende Vergußmasse giebt eine Mischung von Gips und Eisenfeilspänen, mit Wasser unter Zusatz von Salmiak angerührt. — („Technische Rundschau.“)

Notizen.

— n. Moderner Autoren-Abend der Neuen freien Volksbühne. Im großen, leider kaum zur Hälfte gefüllten Saale des Gewerkschaftshauses trugen am Dienstagabend Gabriele Reuter, Wilhelm Hegeler und Karl Hendell eigne Dichtungen vor. Gabriele Reuter las eine Novelle „Mein Willi kommt“, eine tief empfundene, schlicht wieder-gegebene Episode aus dem Leben einer alten Frau. — Wilhelm Hegelers Humoreske „Dietrich der Herzensbrecher“ war ein lustiges, wirkungsvoll vorgetragenes Stücklein. Die Geschichte von dem Münchener Kunstmalter, der zu zwei Bräuten kam, weil er sich immer den „Kram erst mal überlegen mußte“, wurde viel belacht. — Den meisten Weisfall fand Karl Hendell mit seinen Gedichten. Seine langsame, deutliche Aussprache, die alle Schönheiten seiner Verse gut herausbrachte, that viel zum Erfolg. Am besten gefielen das ergreifende Gedicht „Blindenklage“, das mächtige Frühlingslied „Der heimliche Kaiser“ und das satirische Zeitbild „Träumung“.

— Die erste Aufführung des Volksstücks „Die Dorf-musikanten“ von Heinrich Schreyer findet am nächsten Dienstag im Neuen königlichen Operntheater (Stoll) statt. —

— Die Jury der diesjährigen internationalen Kunst-Ausstellung in Venedig verlieh die große Goldmedaille u. a. den deutschen Malern Lenbach und Schramm-Zittau. —

— Reiche Schnorrer. Im Wiener Tageblatt „Die Zeit“ erzählt Rosegger von den verschiedenen Zumutungen, die im Laufe der Jahre, besonders seit der Feier seines 60. Geburtstages, an ihn gestellt wurden. Er berichtet da auch von einer Berliner Kommerziantengattin, deren Söhnchen beim Kartenspiel sechzehnhundert Mark verthan hatte. Die Mutter wandte sich an Rosegger und bat ihn, durch ein heimliches Darlehn das liebe Kind vor dem Horn des Vaters zu retten. — Kommerzianten bei Dichters pumpend — die verkehrte Welt! —